

Ein ganz neues Sehen

Liebe Gemeinde,

Gott sieht, wenn es brenzlich wird, wenn uns etwas aus der Hand zu entgleiten droht, wenn eine Sache am Kippen ist. Gott sieht, wenn wir nicht mehr weiter wissen, wenn wir nicht verstehen, warum die Durststrecke immer noch anhält oder wenn die Tage, die wir gerade durchleben, uns wie ein Albtraum vorkommen und wir meinen, nun doch endlich aufwachen zu müssen.

„Gott sieht“ (V.14). Das ist für mich auch der Ertrag dieser unwirklich anmutenden Geschichte, die die Bibel auf ihren ersten Seiten erzählt. Diese Geschichte von Abraham und seinem Sohn Isaak, die sich auf einen Weg machen, der beinahe in einer Katastrophe geendet hätte, führt uns in eine gänzlich ferne Zeit und gleichzeitig in eine uns fremde religiöse Welt. Niemand kann heute mehr sagen, ob sich diese Geschichte so oder auch nur annähernd so abgespielt hat. Wir wissen nur, dass für den Schreiber dieser Erzählung der unbedingte Gehorsam gegenüber Gott ein ganz wichtiger Baustein seines theologischen Denkens gewesen ist, ein Gehorsam, der sogar soweit führen kann, dass er weit über allem steht und vor nichts Halt macht.

Wenn wir heute diese Geschichte hören, dann liegt der Gedanke nahe, dass das mit dem „Sehen Gottes“ vor allem ein genaues Hinschauen im Sinne von Nachsehen und Überprüfen ist. Als ob Gott wie ein Kontrolleur wäre, der schaut, ob ich ja auch fromm genug lebe und für meinen Glauben alles geben und tun würde. Oder wie eine Polizeistreife, die, wenn wir sie beim Autofahren bemerken, unsere Hand unweigerlich zum Gurt greifen lässt und wir uns so vergewissern, ob wir auch wirklich angeschnallt sind.

Dieses Bild von Gott ist über Jahrhunderte hinweg beherrschend gewesen. Gott als einer, der genau aufpasst, ob die Menschen rechtschaffen leben. Als jemand, der auch nicht davor zurückschreckt, seine Gläubigen zu prüfen, ob sie auch wirklich ernst genug bei der Sache sind.

Ich erlebe bei Gesprächen, dass dieses Bild immer noch tief in unserem Denken verhaftet ist. Es schwingt mit, wenn es um die Frage geht, ob die schwere Zeit, die man gerade durchmachen muss, nicht doch irgendwie eine Prüfung ist, die man nicht nur über sich ergehen, sondern auch bestehen muss und mit der man Gott seinen Glauben beweisen müsste und auch alles Dunkle aus seiner Hand annehmen sollte.

„Gott versuchte Abraham“ (V.1). So beginnt diese Geschichte und so hat auch manches Bild, das sich Menschen von Gott machen, völlig falsche Züge erhalten. Ob man Versuchen als eine Gehorsamsprobe versteht oder als eine Zumutung, mit der Gott uns etwas zumutet, in dem Sinn, dass wir uns nur noch fester an ihn binden - jeglicher Gedanke, dass Gott die Menschen prüfen will, sie auch mal zappeln lässt, ist für mich unerträglich.

Wie soll ich meinen Konfirmanden einen solchen Gott nahe bringen? Wie soll ich denen, die ohnehin schon im Leben benachteiligt sind, klar machen, warum sie überhaupt Gott

brauchen? Und wie soll ich meinen Kranken, bei denen die Aussicht auf Genesung völlig ungewiss ist, die Zuversicht mitgeben, dass Gott sie nicht vergessen hat?

Viele haben sich nicht nur von einem solchen Gottesbild, sondern auch von Gott selbst längst verabschiedet. Sie sagen zu Recht: Ich brauche keinen Gott, der weit weg von mir ist. Was nützt mir ein Gott, vor dem Angst haben muss und bei dem ich nie sicher sein kann, ob er mit der Art und Weise, wie ich lebe, was ich wirklich glaube oder in meinem Innersten fühle, auch wirklich zufrieden ist.

Und die, die immer noch dabei sind, die in den Gottesdienst kommen und die sich sonst für ihre Kirche einsetzen - ob beim Frühjahrsputz, beim Stühle stellen und Kaffee kochen oder beim Austragen der Gemeindebriefe - empören sich zurecht und entgegen: „Ich tue doch schon so viel. Und ich soll mich auch noch ständig hinterfragen, prüfen, ob es reicht?“

Für mich besteht der Ertrag dieser heute nur schwer zu vermittelnden Geschichte darin, dass darin bereits schon ein ganz anderes Sehen Gottes durchschimmert. Kein Sehen im Sinne von Mustern oder Begutachten, sondern ein Sehen, das ein echtes Interesse an der Person zeigt.

Gott sieht. Er sieht den Abraham. Er sieht, wie er in fast schon blindem Eifer etwas tun will, was in keinem Verhältnis zur eigentlichen Sache steht. Gott sieht, wie Menschen manchmal im blinden Wahn zu etwas fähig werden, was alle vor nur vor den Kopf stoßen kann.

Es ist für damalige Zeit vielleicht schon eine große Ausbeute gewesen, wenn einem das aufgegangen ist. Gott sieht den Menschen als Person. Als jemanden, der sich auf der einen Seite so viel vornimmt, sich aber auf der anderen Seite manchmal selbst im Weg steht. Der sich vor allem Übereifer manches auch verbaut. Der einerseits so besonnen ist und dann wieder so verblendet und meint, dass wegen dem Glauben an Gott sogar die eigene Familie zurückstecken muss.

Gott sieht den Menschen mit einer eigenen Lebensgeschichte, verbunden mit vielen Hoffnungen und guten Absichten, die nicht immer ihr Ziel erreicht haben. Als jemanden, der an manchen Weggabelungen den falschen Weg eingeschlagen und dies später bitter bereut hat, aber nicht mehr zurück kann. Als einen, der diese eine Sache nicht mehr aus der Welt schaffen kann. Der sich in der Gemeinde so sehr eingesetzt hat und dabei die, die neu sind und auch mitmachen wollten, völlig übersehen und ihnen das Gefühl gegeben hat, dass sie eigentlich überflüssig sind.

Es ist ein langer Weg gewesen, bis die Menschen verstanden haben, dass man diesen Gott nicht mit irgendwelchen Opfern besänftigen oder gnädig stimmen muss und dass man das Verhältnis von Gott und Mensch nicht mehr in rechtlichen Kategorien denken muss, nach dem Motto: Wir kleine Menschen müssen schauen, dass wir es dem großen Gott ja recht machen und ihn nicht allzu sehr erzürnen. Und wenn uns was daneben geht, dann heißt es für uns: „O Mensch, beweine deine Sünde groß“ (EG 76).

Es hat lange gebraucht, bis Menschen begriffen haben: Es ist eigentlich anders herum: Wenn Gott auf uns schaut, dann hat er eher Mitleid mit uns, weil wir uns viel zu oft selbst im Weg stehen und dabei oft genug hinfallen. Dabei können und dürfen wir vor Gott auch aufrecht gehen.

Die Fastenaktion der Evangelischen Kirche „Sieben Wochen Ohne“ ermuntert uns in diesem Jahr mit ihrem Thema: „Ich war's! Sieben Wochen ohne Ausreden!“ besonders zu einem solchen aufrechten Gang. Ich brauche mir nicht klein vorkommen, wenn ich wieder

einmal diese eine Sache vermasselt habe. Ich darf dazu stehen, weil es absolut ehrlicher und glaubwürdiger rüberkommt, wenn man nicht nur mit dem Finger auf andere zeigt, sondern sich an die eigene Brust schlagen und sagen kann: „Ich war´s!“ Und dabei weiß, dass das, was man verbaut hat, nicht das Verhältnis zu Gott beeinträchtigt, weil es ja sein größter Wunsch ist, dass ich mit viel Mut aufrichtig durch mein zerbrechliches Leben komme, in dem ich mich heute noch wie der Größte fühlen und mir morgen schon aller Mut abhandengekommen kann.

Ich kann dem Verfasser unseres Abschnittes, den die Theologen den „Elohisten“ nennen, weil er die Ehrfurcht vor Gott so sehr betont, keinen Vorwurf machen. Vor knapp 3000 Jahren, so im 9. Jahrhundert vor Christus, als man diese alte Geschichte von Abraham und seinem Sohn Isaak aufgeschrieben hat, da war der Abstand zwischen Gott und Mensch gewaltig. Und die Demut vor diesem Gott noch unendlich groß. Von daher ist es überhaupt für damalige Verhältnisse ein Fortschritt, dass Abraham doch noch von dem fahrenden Zug abspringen konnte.

Heute sind wir - Gott sei Dank - weiter und wissen, dass man nicht wie Abraham auf einen hohen Berg steigen muss um zu begreifen, dass Gott einen sieht. Wir brauchen uns auch nicht auf ein großes Podest zu stellen um Gott davon zu überzeugen, wie fromm wir sind und wie groß unser Vertrauen ist. Wir müssen auch nicht beweisen, wie weit wir gehen würden und wie sehr wir alles andere außer Acht lassen würden.

Heute wissen wir, dass Gottes Sehen vor allem ein barmherziges und liebevolles Sehen ist, weil ihm unendlich daran liegt, dass wir das Leben mit all seinen Wellenbewegungen bestehen können und dabei nicht untergehen. Gerade dann, wenn man kein mehr Land mehr sieht oder wenn einem das eigene Leben wie eine Pattsituation auf einem Schachbrett vorkommt und man meint, wie eine Figur nur noch hin und her geschoben zu werden. Mal links, mal rechts, aber die ganz großen Veränderungen bleiben aus.

Dass Gott uns sieht, vor allem, wenn wir ganz unten sind, wissen wir erst wirklich seit der Passion Jesu. Da ist Gottes ganze Leidenschaft für uns und für unsere zerbrechliche Lebensgeschichte deutlich geworden.

Während die Welt ihren Spott über den treibt, der die Menschen im Namen Gottes nicht nur angesehen, sondern ihnen auch Ansehen gegeben hat, verlachen sie Gott selbst, weil sie meinen, dass er schon längst wegschaut. Wenn es anders wäre, hätte er ja - wie bei Abraham - eingegriffen. Aber das Sehen Gottes geht so tief, dass er Jesus nicht aus den Augen verloren hat, nicht von seiner Seite gewichen ist, auch mitgelitten und den Kopf geschüttelt hat über so viel Hass und Gewalt. Und mit Ostern wissen wir: Das Sehen Gottes besitzt eine solche Macht, dass überall da, wo wir meinen, es ist alles aus und vorbei, Gott einen neuen Anfang setzen kann. Und dieses Wissen dürfen wir heute schon mit nach Hause nehmen: Gott sieht uns so, dass er uns dort, wo wir meinen, an ein Ende gekommen zu sein, weiterführen kann. Vor allem, weil er weiß, wie schnell unsere Augen nur auf das blicken, was sie gerade unmittelbar vor Augen sehen.

Was bleibt von dieser alten Geschichte? Was bleibt von Abraham und seinem eigenartigen Weg auf den Berg? Für mich bleibt zum einen die Erkenntnis, wie leicht man aus einer übertriebenen Ehrfurcht gegenüber Gott heraus sich selbst auch ins Unglück manövrieren kann. Und vor allem bleibt die Einsicht, dass der weite Abstand zwischen Himmel und Erde schon damals zu bröckeln begonnen hat. Gott kommt den Menschen

nahe, weil er ein großes Interesse an ihnen hat und weil er weiß, wie schnell manches bei uns zerbrechen kann.

Gut, dass die Lichterkette der Glaubenserfahrungen weitergereicht worden ist hin zu einem Gott, der uns nicht prüfend, sondern liebevoll ansieht, weil er weiß, wie groß das Restrisiko in unserem Leben ist und wie schnell etwas passieren kann, was niemand auf der Rechnung hatte. Gut, dass das Sehen Gottes immer weiter reicht als die Möglichkeiten, die wir gerade für uns ausmachen.

Dieser Weitblick Gottes, der sich nicht in Formeln und Gesetze fassen lässt, sondern immer größer und umfassender ist, als unsere Aussichten, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Verfasser:

Thomas Volk, Pfarrer in Marktbreit und Ochsenfurt

thomas.volk@elkb.de

www.marktbreit-evangelisch.de